

Karl Kraus
Die Stunde
des
Gerichts

Aufsätze 1925-1928

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 1327

Wie kaum eine andere Phase in der Geschichte der *Fackel* ist die zweite Hälfte der zwanziger Jahre fast ganz durch die polemischen Aktivitäten ihres Herausgebers bestimmt: seine Kampagnen gegen den Erpressungsjournalisten Emmerich Bekesy, den unverantwortlichen Polizeipräsidenten Johann Schober, den vormaligen Kriegshetzer und nunmehrigen Friedensapostel Alfred Kerr. Seit Lessings Zeiten hat es in der deutschen Literatur keine ähnlich dichte Folge von Streitschriften ähnlich hohen Ranges gegeben. Zumal die Reihe der gegen Bekessys *Stunde* gerichteten Artikel (die dieser Band besonders ausführlich dokumentiert) ist ebenso reich an Meisterwerken der Gattung wie an Zeugnissen persönlichen Wagemuts – und bleibt über den erledigten Fall hinaus auch im Zeitalter der *Bildzeitung* bestürzend aktuell.

Karl Kraus
Schriften

Herausgegeben von
Christian Wagenknecht

Band 17

Karl Kraus
Die Stunde des Gerichts

Aufsätze 1925-1928

Suhrkamp

Der Text folgt den im Anhang dieses Bandes
einzeln aufgeführten Heften der »Fackel«
(F 679-985 bis F 781-786).

2. Auflage 2019

Erste Auflage 1992

suhrkamp taschenbuch 1327

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1992

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: IBV, Berlin

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-37827-4

Aufsätze 1925-1928

ANSPRACHE IM GRIECHISCHEN THEATER

Gesprochen vor »Wolkenkuckucksheim« am 13. Februar

Ich sehe mich leider genötigt, Ihnen eine Mitteilung zu machen, die Ihre Aufmerksamkeit auf etwas außerhalb des Vortrags lenken wird, ohne diese, wie ich mir's zutraue, von ihm abzulenken. Bestünde selbst solche Gefahr, so wäre es immer noch besser, durch die Eröffnung als durch die Tatsache, welche die Eröffnung eben verhindern will, ein störendes Nebeninteresse hervorzurufen. In der Pein, die die bloße Vorstellung der zu bannenden Möglichkeit mir auferlegt, gibt es keinen andern Ausweg, als Ihnen zu sagen, daß unter den neunhundert ehrlichen Menschen, die diesen Saal füllen, wahrscheinlich ein Schuft ist, der darauf lauert, zu wiederholen, was er in den beiden letzten Vorlesungen unternommen hat: nämlich eine sogenannte Stinkbombe loszulassen, was für die körperliche Sicherheit der Anwesenden eine weit geringere Gefahr bedeutet als unter Umständen für die seine und nur der Versuch ist, etwas von der unappetitlichen Atmosphäre unseres öffentlichen Lebens auf diese von mir als Inselwelt angesprochene Sphäre zu übertragen, »auf der doch nichts als die Verzweiflung an der umgebenden Schmach und Lüge laut wird«. Da sich die stinkende Niedertracht, bei der man nicht begreift, daß der Verüber nicht vor der eigenen moralischen Ausdünstung in Ohnmacht sinkt, in zwei Nestroy-Vorlesungen wiederholt hat, so ist der völlig unbegründete Verdacht aufgetaucht, daß es sich um die Repressalie einer beruflichen Wut über den Nachweis ihrer Impotenz an Nestroy handeln könnte. Nichts wäre absurder, da doch das Burgtheater ganz gut weiß, daß es die Leute, die Nestroy hören wollen, viel wirksamer als durch Schwefelwasserstoff durch die Aufführung des Lumpazivagabundus kirre machen kann und daß es weit gefährlicher ist, wenn sich die Zuhörer die Ohren als wenn sie sich die Nase zuhalten. Zudem lehrt die Erfahrung, daß die Attentate der Theaterwelt in der

Regel nur solche der Gewinnsucht sind, gegen welche schon die Vorsicht schützt, daß sich das Publikum die Tasche zuhält. So hat gerade zur letzten Vorlesung ein Theaterklatschblatt die Gelegenheit benützt, um sich mit dem abgeschriebenen Programm an den Mann zu bringen und dem wohlthätigen Zweck etwas zu seinen eigenen Gunsten zu entziehen, welcher karitativen Absicht ein für allemal ein Riegel vorgeschoben wurde. Nicht so leicht wird dies gegenüber dem Stinktief gelingen, das sich im Saal selbst etabliert hat. Wiewohl es sich also um eine Attacke auf zwei Nestroy-Vorlesungen handelt, möchte ich dennoch glauben, daß der Lump kein Bravo des theatralischen Mißvergnügens ist, sondern der Beauftragte einer der politischen Bestrebungen, deren Widerwärtigkeit eben zu dem Symbol greift, das ihnen die hochentwickelte Technik als Friedensübung zu Gebote stellt, ehe sie im Ernstfalle mit giftigen Gasen jenes Mütchen kühlen, welches der äußerste Superlativ der Feigheit ist. Der Name Kasmader dürfte hier wie in keinem andern Fall zu Ehren kommen. Indem ich Sie auf die Möglichkeit der neuerlichen Betätigung dieses Stinktiefs vorbereite, will ich Ihnen und ihm selbst die Beruhigung erteilen, daß ihm diesmal sowohl durch eine lebhafter interessierte und gut vertretene Polizei wie durch Ihre eigene Aufmerksamkeit das Handwerk erschwert ist, insbesondere aber auch durch meine direkte Ansprache an ihn, die ihn vielleicht so befangen macht, daß er sich nicht erst durch die Tat, sondern schon durch die Enthaltung verrät. Denn er kann nicht regungslos bleiben, wenn ich ihm sage, daß er ein Schuft ist! Ich apostrophiere ihn als den, der sich dreist mengt in jene Menschenwelle, die hier sich zum Theater drängt, wo Bank an Bank gedrängt sitzen u. s. w. Aber er wird sich diesmal täuschen. Und glaubt er fliehend zu entspringen, geflügelt sind wir da, die Schlingen ihm werfend um den flücht'gen Fuß, daß er zu Boden fallen muß. Wir wollen ihn bis zu den Schatten jagen und auch dort nicht frei geben. Lassen Sie der Gerechtigkeit diesen Lauf, aber beschmutzen Sie sich nicht selbst mit der Berührung eines Menschen, der Schwefelwasserstoff bei sich hat. Ich weiß, während ich dies sage, wünscht er sehnlichst, nie in diesen Raum geraten zu sein.

Er wird es nie wieder, das soll uns genügen. Oder es geschieht ein Übriges, der schreckenbleiche Mund macht schnell den Schuldbewußten kund, dem ich durch diesen Zuspruch einen Schrei entlocke, vielleicht eine jener ›Wiener Stimmen‹ – jeder Laut eine Stinkbombe –: »Ei, ei! Schau, schau! Sieh da, Timotheus!«

DIE »STUNDE« BIETET DIE DARSTELLUNG DER
WIRKLICHEN EREIGNISSE DES LEBENS

denn sie liebt das Leben und wo sie es anpackt, ist es interessant. Dort aber wo es am interessantesten ist, wird sie ihm gerecht, indem sie die Stelle in fetten Lettern hervorhebt, so daß auch schon der flüchtige Überblick die wirklichen Ereignisse des Lebens zu erfassen vermag. Etwa so:

----- daß
die Reise der Baronin eine Flucht aus
der Ehe gewesen ist.

Ja, aber doch nicht allein? Da braucht man nicht lange zu suchen,
----- denn außer
der schönen Herrin fehlte noch jemand im Hause:
Der junge Sekretär des Barons.

Die »Stunde« führt einen unerbittlichen Kampf gegen die Bespitzelung des Privatlebens durch die Polizei. Sie tritt dafür ein, daß sich die Leute ausleben, und führt es auf die zunehmende Provinzialisierung Wiens zurück, daß der Geschlechtsakt durch andere Organe als durch die beglaubigten Gewährsmänner der »Stunde« unterbrochen wird. Das ist in der Tat auch insoferne etwas anderes, als die Zeugenschaft der »Stunde« nur Authentisches an den Tag bringt und sich ausschließlich auf wahre Tatsachen des Privat- und Familienlebens, also auf die wirklichen Ereignisse beschränkt, die, auch wenn sie erstunken und erlogen sind, gleichwohl durch die packende Darstellung etwas für sich haben. Wozu noch kommt, daß die Intervention der »Stunde« jeglichen muckerischen Charakters entbehrt, im Gegenteil einen ausgesprochen hedonistischen Zug aufweist, so daß die betroffenen Paare dem Berichterstatter, der Gelegenheit hatte, dabei zu sein, selbst dann zu Dank verpflichtet sind, wenn er zufällig nicht dabei war. Denn es ist das Programm der »Stunde«, »alle Dinge so darzustellen, wie sie wirklich sind«, auch wenn sie sich anders zugetragen haben, was aber angesichts der Hast, mit der das Blatt in den Vormittagstunden druckfertig gemacht

werden muß, keine Rolle spielt. Die Hauptsache ist die Zubereitung, die prickelnde Tonart, jene fesche Note einer Rückkehr zu der Natur, die sich zwischen der Sirk-Ecke und dem Hotel Bristol auslebt, wo das Leben braust; jenes Draufgängertum einer Lebensbejahung, das sich – joi istenem fugaces, Postume, Postume – keinen Augenblick bedenkt, dem Leichnam einer Frau deren Aktphotographie gegenüberzustellen. Die ›Stunde‹ kann von sich sagen, daß sie menschliche Qualitäten und Handlungen, über die zumeist gerade die beteiligten Personen auffallender Weise bisher einen Schleier gebreitet und mit denen sie zumindest kein besonderes Aufsehen gemacht haben, ins Licht gerückt hat. So glücken ihr Lichtbilder von Frauen, denen sie nachsagt, daß sie »liebesfähig und zynisch« sind, miteinander befreundet, daß sie sobeben und mit Erfolg eine Morphium-Entziehungskur durchgemacht haben, daß sie eine Perlenschnur versetzt haben, daß sie auf dem Sprung sind, nach Monte Carlo zu reisen, und dergleichen Dinge mehr, die den Neid der bodenständigen Diurnistenseelen erwecken. Schon der bloße Umstand, daß eine ein sogenanntes Flugerl hat, könnte der ›Stunde‹ den Anreiz gewähren, es in Wort und Bild zu erhaschen, da ja bekanntlich die Leute nicht bloß hören, sondern auch sehen wollen, was in der Welt vorgeht. Kurz, man hat den Eindruck, daß die ›Stunde‹ auf alles das fliegt, was Lippowitz, selbst wenn man es ihm als Manuskript darböte, ungenascht ließe, der überhaupt mit den Jahren an Abklärung gewonnen hat und neben der frisch zugreifenden Kühnheit Bekessys ein Aroma von Ehrwürdigkeit annimmt. Was in der Berliner Friedrichstraße nur ganz diskret, im verstecktesten Winkel eines Kolportagelagers, als sensationelle Enthüllung über eine Killekillekammer oder über einen Männerventustempel dargereicht wird, hat jetzt in Wien die große publizistische Note und erfüllt, wenn's Mittag ist und Skandal schlägt, das Ohr der Stadt, die fasziniert für nichts anderes mehr Sinn hat als für das, was sich in der Nacht zuvor im Familienhaus oder im Freudenhaus begeben hat, auch wenn die nackte Wahrheit eine Lüge ist und für diese nichts als der Fettdruck entschädigt; und es gibt keine Nuance des Liebeslebens, die jetzt nicht, wenn die Sonne am höchsten steht, zu ihrem selbstverständlichen publizistischen Recht gelangte und die nicht dem Eifer der Sittenpolizei vorweggenommen würde, so daß diese das Nachsehen hat und nur noch Erhebungen pflegen kann. Wien fühlt sich im Besitz eines Sexual-

organs, beglückt von einem Freudenspender, wie er in den Schilderungen der Josephine Mutzenbacher nicht vorbildlicher zur Geltung kommt, gegen den der Bettauer eine Anachoret ist, und der mit der Seßhaftigkeit zugleich den Anspruch erobert hat, uns die Fesseln einer naturfremden Bureaukratie, die kein Privatleben duldet, durch die Freiheit zu ersetzen, es publik zu machen.

Daß es dergleichen in der ganzen Welt nicht gibt und in Wien nie zuvor gegeben hat, ist eine Tatsache. Aber dieser unbestreitbare Mangel wird reichlich dadurch wettgemacht, daß die ›Stunde‹ auch den Verdiensten der Kupplerinnen einer vergangenen Epoche gerecht wird und etwa eine Ehrenrettung der Frau Hannover vornimmt, die annähernd so erfrischend wirkt wie die des Ritters Blaubart, die gleichzeitig aus Frankreich gemeldet wird. Während aber in Frankreich nur nachgewiesen werden kann, daß der Ritter Blaubart seinen Frauen nichts zuleide getan habe, also eine Legende eigentlich zerstört wird, ist die ›Stunde‹ bestrebt, die Wohltaten, die die Sage der Frau Hannover zuschreibt, für das kommende Geschlechtsleben festzuhalten und in jene Fibel einzubetten, in der schon die Habsburgergeschichten stehen. Nun verdankt man ja längst der Fackel die Erkenntnis, daß die sagenhaften Kupplerinnen, die Wiens imperialistische Zeit aufzuweisen hatte, kulturell wertvollere und menschlich harmlosere Erscheinungen waren als die großen Zeitungsherausgeber und daß dementsprechend selbst eine reduzierte Gelegenheitsmacherin im neuen Wien eine sittlich einwandfreiere Persönlichkeit sein dürfte als Herr Bekessy – eine Erkenntnis, aus der die Polizei endlich die Konsequenz ziehen sollte, diese armseligen Frauen, die eine strafgesetzlich erlaubte und von der Natur gebotene Handlung begünstigen, ungeschoren zu lassen, wenn ihr gegen die journalistische Pest, die von Wien Besitz ergriffen hat, kein Mittel zu Gebote steht. Aber wie immer dem sei, zu einer Begeisterung für die Macht und Größe der Kupplerinnen der Kaiserstadt ist kein zwingender Grund vorhanden. Die ›Stunde‹ geht darin entschieden zu weit und macht sich von den wirklichen Ereignissen einer verflissenen Sexualepoche jene übertriebenen Vorstellungen, die nun einmal zu ihrem Metier gehören, so wenn sie die Sachs als eine annähernd so sakrosankte Erscheinung in der monarchischen Welt feiert, wie sie in der Republik der Castiglioni vorstellt, und wenn sie behauptet, die Polizei, deren Engherzigkeit von heute sie der einstigen Tole-

ranz gegenüberstellt, hätte erforderlichenfalls der Nötigung eines Mädchens, sich einem geschlechtskranken Erzherzog hinzugeben, Vorschub geleistet. Es ist bedauerlich, daß das starke stoffliche Interesse, mit dem die ›Stunde‹ an den Übergriffen der Polizei beteiligt ist, sie manchmal zur Überschreitung der eigenen Pflicht, das Sensationelle zu betrachten, verleitet. Umso maßvoller, freilich ganz und gar dem Charakter der gewürdigten Persönlichkeit entsprechend, berührt die Apologie der Hannover, deren Lebensführung etwas Sokratisches gehabt haben muß und die als Vorbild der Kalokagathia für die künftigen Geschlechter dasteht, die bei Kupplerinnen ein- und ausgehen werden. Nachdem geschildert wurde, wie sie einst in ein brennendes Zimmer gestürzt sei, um dem Infanten von Spanien, der ohne Degen geflohen war (aus dem Zimmer der Eboli), diesen zu retten, schließt die Betrachtung, die nicht nur beim Menschlichen verweilt, sondern bisher unbekannte biographische Daten enthält, mit den schlichten Worten:

Madame Hannover zog sich vor etwa 20 Jahren in den »wohlverdienten Ruhestand« zurück, wechselte ihre Wohnung und – ihren Namen. Sie führte ein ruhiges und behagliches Leben und starb während des Krieges in hohem Alter. Alle Briefe, Bilder und Schriften, die sich in ihrem Besitze befanden, vernichtete sie vorher. Sie war diskret im Leben und im Tode.

Selbst im Tode darin unerreicht von der ›Stunde‹, der es nach so vielen Jahren gelungen ist, eine Photographie des Erzherzogs Wilhelm zu retten, welchen sie, der ja nichts verborgen bleibt, als den Geliebten der Madame Hannover agnosziert hat. Ein endlich gelüftetes Geheimnis, das nun auch die Frage laut werden läßt, ob nach dem unbeweinten Hingang des Doppeladlers dessen Angehörige vogelfrei sind und ob jeder Sexualunternehmer jetzt die Bettgeheimnisse auch solcher Mitglieder der Dynastie feilbieten darf, deren Privatleben nicht wie das jenes Otto eine Wiener Attraktion war. Es ist ja gar nicht zu sagen, welche freiheitliche Errungenschaft es für die Magennerven bedeutet, sich nur vorzustellen, daß die Bevölkerung einer Stadt heute eine Schilderung wie diese als Tramway-Lektüre zu schlürfen bekommt:

– – Der Gast, der auch nicht lange sein Inkognito zu wahren vermochte, war der

Erzherzog Wilhelm,

— — eines der prominentesten Mitglieder der habsburgischen Kaiserfamilie. — — Der Erzherzog, durch die Statuten des Deutschmeisterordens zum Zölibat verpflichtet, fand im Salon Hannover eine Frau nach seinem Geschmack — nämlich die Madame selbst.

Sie wurde seine Geliebte, (»in partibus infidelium«), er kam Jahre hindurch zu ihr, manches Geschenk und manchen Brief, den sie von ihm erhielt, bewahrte sie bis an ihr Ende.

Wobei sie allerdings, wenn damals schon Bekessy in Wien gewesen wäre, keinen leichten Stand gehabt hätte.

Und man muß der Wahrheit gemäß sagen, daß sie nach dem plötzlichen Tod des Erzherzogs — er verunglückte auf einem Spazierritt in Baden bei Wien am 29. Juli 1894 durch das Scheuen seines Pferdes — allen Verlockungen, seine Briefe oder seine Geschenke zu verkaufen, Widerstand leistete.

Womit sie sich bei der ›Stunde‹ gerade kein Bildel eingelegt hätte, außer dem einen, das aber wahrscheinlich in einem Photographiegeschäft erstanden wurde. Im Salon Hannover, wo natürlich »auch prominente Künstler« verkehrten, waren lärmende Unterhaltungen ausgeschlossen:

alles spielte sich förmlich unter einem Schleier ab, den Noblesse und Diskretion woben.

So daß sich der Fuchs die gut abgelegenen Trauben selber versüßen muß. Er findet aber auch sonst Entschädigung. Die ›Stunde‹, die es mit dem Leben hält, bleibt diesem treu bis in den Tod. Es versteht sich von selbst und gehört geradezu schon zum guten Ton, daß, wenn sich in Wien eine Frau umgebracht hat, der verzweifelte Gatte am nächsten Tag das Motiv aus der ›Stunde‹ erfährt, wobei es, je nach den Umständen, auch vorkommen kann, daß er auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Weg erst von der Tat selbst Kenntnis erhält und so immerhin vor einer allzu jähren Überraschung bewahrt bleibt. Und sollte Herr Braun-Stammfest es noch nicht wissen, so kann er es vom Titelblatt der ›Stunde‹, noch oberhalb des Titels, ablesen: »Frau Braun-Stammfest läßt sich scheiden«. Er wußte es aber schon seit 1923, so daß nichts weiter mehr zu tun ist als das Publikum zu beruhigen:

Da die geschiedene Frau Dr. Braun-Stammfest persönlich sehr vermög-
end ist, erscheinen Befürchtungen wegen etwaiger Einschränkungen
in ihrer Lebensweise nicht gerechtfertigt.

Was soll man machen, die Leute sind eben aufgeregt, wenn sie so ei-
nen Titel lesen, und machen sich Sorgen. Man muß zugeben, daß die
›Stunde‹ mit Takt diesem Übergreifen des öffentlichen Interesses auf
das Privatleben zu steuern sucht, und man kann es besonders der
Frau Orska nachempfinden, die sich über diesen Punkt in der
›Stunde‹ beschwert und ihr Authentisches über den Stand der Affäre
mitteilt, »deren Mittelpunkt das kostbare Perlenhalsband bildet«, das
auf dem obenstehenden Bilde zu sehen ist. Da die Leute eben nicht
bloß hören, sondern auch sehen wollen, und wäre es auch nur den
Sohn Salo Cohns, so wird er ihnen gezeigt zwischen seinen Töchtern,
die ihn unter Kuratel halten wollen, weil er zuviel Geld für Reklame
ausgibt. Dabei gebührt der ›Stunde‹ das Verdienst, nicht nur das Fa-
milienleben darzustellen, wie es sich etwa durch einen Alimentations-
prozeß der Betrachtung aufdrängt, von dem sonst die Außenstehen-
den nichts erfahren würden, sondern bei dieser Gelegenheit auch in
die weitere Verwandtschaft hineinzuleuchten, wo gewiß auch man-
ches faul ist, und, wenn schon denn schon, gleich zu überprüfen, ob
nicht auch die Schwägerin in einer Ehe lebt, die nicht so ist, wie sie
sein sollte. Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß sich da viel-
fach Verhältnisse erkennen lassen, die unhaltbar sind und bereits an
Zustände grenzen, ja daß sich da oft die Familie als jenes Gesindel
entpuppt, dessen Wesen schon in der Bezeichnung »Familienbande«
zur Geltung kommt. Wenn ein hartherziger Vater seiner Tochter zu-
gerufen hat: »Verrecke auf der Straße!«, merk's Wien, und es ist nur
erstaunlich, wie viele Atridenschicksale aus den Wiener Patrizierhäu-
sern hervorbrechen, wenn Bekessys Blick für die Zusammenhänge
bloß an sie anstreift, wobei ihm Zufälle wie vergessene Damenhand-
schuhe, Begegnungen im Hotelvestibül und ähnliche Substrate für
packende Überschriften sehr zuhülfe kommen, um die Menschen, die
in den Tag hineinleben, aufzurütteln. Nein, das ist nicht mehr der
zarte Pastellton eines »Tuttifrutti«, der die einer Geschlechtshand-
lung Verdächtigen in strengem Inkognito vorführte und dadurch nur
bewirkte, daß der Verdacht auf einen weiteren Umkreis von Personen
fiel; sondern hier wird dem Grundsatz, daß man nicht generalisieren

darf, in geradezu beispielgebender Weise gehuldigt, und es geht bloß insofern jeden an, als jeder für dergleichen Dinge Interesse hat und jeder einmal in die Lage kommen kann, wo dem Glücklichen keine Stunde schlägt, außer wenn er Pech hat. Der Umfang und die Gewissenhaftigkeit der Arbeit, die Bekessy rein registrativ auf diesem Gebiete leistet, haben es mit sich gebracht, daß sein Einfluß fabelhaft überschätzt wird. Er steht dem Liebesleben allerdings nicht voreingenommen gegenüber wie die Polizei, die dazu Lizenzen erteilt, er fördert es geradezu, aber daß er in jedem einzelnen Fall entschädigt werden müsse, ist natürlich nicht wahr, was man schon daraus schließen kann, daß er es noch nicht gesagt hat, denn er würde es mit dem gleichen Stolz zugeben, mit dem er der Welt das Bekenntnis, von den Banken souteniert zu sein, in ihr heuchlerisches Antlitz geschleudert hat. Daß die Stundenhotels so heißen, weil sie der ›Stunde‹ tributpflichtig sind, ist eine Fabel, die nur in dem Milieu einer Gerüchthaftigkeit entstehen konnte, die durch das, was in der ›Stunde‹ schwarz auf weiß steht, genährt wird; wahr ist vielmehr, daß die Bezeichnung lediglich eine Ehreung bekundet und die Sympathie vergelten soll, mit der das Blatt der Sache selbst gegenübersteht, und die Vorurteilslosigkeit, mit der der Stundenzeiger dieser Kontrolluhr auf alle nur einigermaßen beischlafähnlichen Handlungen im Weichbilde der Stadt hinweist. Und sicher ist bei allem, was auf diesem Gebiet getratscht wird, bloß das eine: daß sich auf die Anregung einer Publizistik, die in medias res geht und sie beim rechten Namen nennt, so manche schwache und infolgedessen auch manche schwere Stunde zurückführen läßt, deren Anwärterinnen mit ihr selbst auch diejenige ›Stunde‹ nicht erwarten können, die es ihnen bestätigt.

Aber was die ›Stunde‹ besonders gern hat, ist der seltene Fall, daß der Tod während der Liebeshandlung eintritt. Das ist eine Spezialität, der sie in den fettesten Lettern gerecht wird. Zu einem solchen Eingriff in das Privatsterben bietet die Beschreibung des Lebens und der Taten der Hannover, wenngleich mit vierzigjähriger Verspätung, ausgiebigen Anlaß. War es doch ein Wiener Polizeirat, der es damals scharf auf die Prostituierten hatte und dessen Sittenstrenge von der Natur eigens für die ›Stunde‹ gerächt wurde, die eine Darstellung der wirklichen Ereignisse des Lebens bietet:

----- Er wurde dann später
Polizeipräsident in Prag,

wo ihn, ganz nach dem Muster des Prä-
sidenten der französischen Republik,
Faure, der Tod in den Armen einer
schönen, der vornehmen Prager Gesell-
schaft angehörenden Frau ereilte.

So erfüllte sich sein Schicksal gerade durch die Liebe, der er --

Man sieht, daß da die Nemesis nach einer Vorlage gearbeitet hat, wie-
wohl der Präsident der französischen Republik, der bei dieser Gelegen-
heit mitgefangen ist, vielleicht gar nichts gegen die Prostituierten hatte.
Die fetten Lettern haben das Gute, daß der Leser auf der Tramway den
Fall für einen aktuellen hält und mit gewohnter Schadenfreude zur
Kenntnis nimmt. Die ›Stunde‹, die es liebt, die Dinge so darzustellen,
wie sie wirklich sind, wäre gewiß dankbar, wenn ihr solche Fälle ange-
zeigt würden, selbst auf die Gefahr hin, daß die Situation nicht gleich
den Liebestod, sondern nur eine Operation im Gefolge hat, wie sie
ihr kürzlich von ihrem Budapester Spezialberichterstatter gemeldet
wurde, von dem nichts unglaublich ist als die Tatsache, daß er noch
nicht in Wien wirkt. Denn diese Stadt bewährt eine kulturelle Aus-
dauer, die in anderen Zentren mangels gesetzlicher Handhabe längst
zu dem Entschluß geführt hätte, gegen den Versuch, ein so beschaffenes
Leben in die Bude zu bringen, die Bevölkerung mit Hundspit-
schen zu bewaffnen.

Aus dem Blutdunst einer Epoche, die den Heldentod als Vor-
wand zum Betrug an der Menschheit gebraucht hat, ist ein
Raubtiergesicht aufgestiegen, ein nachsintflutliches Unge-
heuer, nur vergleichbar dem Trachodon, dem Triceratops und
den andern dinosaurischen Schiebern aus der Kreidezeit: der
Castiglioni aus der Tintenzeit. Seine Züge sind die Schriftzüge
einer erbarmungslosen Journalistik, die dieses Gesicht rehabilitiert
und selbst dort noch erkennend verklärt, wo ein zerfleischer
Kindesleichen zum Fraß ihrer Betrachtung dient. Seine
Stimme ist der Schrei von den Lettern, die die Welt bedeuten.
Dieser typographische Alpdruck eines am hellen Mittag unver-